Rosmer hat die Heranbildung von Adelsmenschen vorgeschwebt, aber an die Möglichkeit der Durchführung hat er selbst nicht glauben können.

Und doch ist dies die Basis unserer ersten und letzten Religion: die Veredlung und Heiligung des Menschen; es ist dasselbe, was auch die Socialdemokratie auf ihren Wegen gerne erreichen möchte. Die Hoffnung, jenes hohen Lebens irgendwie theilhaft werden zu können, dessen Möglichkeit die größten Menschen uns beweisen, ist identisch mit dem Glauben. In Goethes Abhandlungen zum West-östlichen Divan findet sich der Satz: „Das einzige, eigentliche und tiefste Thema der Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt es auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." Solche Epochen sind kurz, weil die Menschen sie nicht aushalten, und der Glaube in immer verwandelter Gestalt sie wieder erfüllt und kräftigt; und so mag es am Ende gleichgiltig sein, ob man an die Socialdemokratie oder an ein religiöses Wunder glaubt, um leisten zu können, da sich zuletzt immer nur der Glaube an die Führer der Bewegung in der Bewegung verbirgt. Wir wissen ja, dass auch innerhalb der revolutionären Parteien zu allen Zeiten die blindeste Verehrung für ihre Führer geherrscht hat, ob dieselben nun die edelsten Märtyrer wie die Gracchen oder Giano della Bella, oder elende Narren wie Kleon und Robespierre gewesen sind. Kein Mensch kann sich der Souveränität führender Menschen entziehen! — Warum gibt es heute so viel Hochbegabte, die diese tiefste und heilsamste Ehrfurcht des Menschen, die vor dem Göttlichen in ihm, unterdrücken wollen, weil es sich arithmetisch nicht ausrechnen, statistisch nicht einreihen lässt, oder gar weil sie sagen, es wird sich schon arithmetisch ausrechnen, statistisch controlieren lassen? Mag sein, dass neu aufgehäufte Wissensschätze von Jahrtausenden uns dahin führen, — wird das Wunder ein geringeres sein, wenn wir das Wie und das Wann kennen, da wir doch nie das Was und das Warum ergründen werden?

Es ist übrigens wenig Gefahr vorhanden, dass dieses neue, sich wissenschaftlich geberdende Philisterthum die Ehrfurcht der Menschen vor ihren Größten und Besten ausrotten werde. Die Gewalt der Persönlichkeit entzündet und enthusiasmiert immer wieder, und keine Erörterungen, keine Vorschriften werden dagegen aufkommen. Wenn man sich daran erinnert, wie in den letzten Tagen Mirabeaus Tausende die Straßen in der Nähe seines Hauses erfüllten und jedem zu rasch fahrenden Wagen, der durch sein Rollen den Kranken hätte stören können, die Stränge durchschnitten, wenn wir selbst heute in unserer verflachenden Zeit die Begeisterung sehen, die den Fürsten Bismarck grüßt, und die Verehrung, welche die Socialdemokraten selber Lassalle und andern ihrer Führer entgegenbringen, dann muss uns nicht bange werden, dass der Heroencultus und mit ihm die reinste Quelle der Religion, der Poesie und aller Begeisterung, Loyalität und Liebe jemals versiegen werde.

Dr. Carl Federn.

Schottische Humoristen.

I.

J. M. Barrie.

Es sind etwa fünf Jahre her, seit in einem Londoner Wochenblatt verschiedene von einem bislang unbekannten Schriftsteller unterzeichnete kurze Skizzen aus dem schottischen Alltagsleben erschienen, welche allgemein beifällig aufgenommen wurden. Gedankengang, Stil, Darstellungsweise und Sprache waren entschieden originell. Der behandelte Gegenstand war allerdings kaum über das Alltägliche erhaben, aber in seiner Behandlung ließ sich eine Meisterschaft erkennen, die der Verfasser in späteren humoristischen Werken noch vervollkommnet hat. Schottland ist nicht das Land des Humors. In jenen nordischen, unwirtlichen Gegenden ist das Leben sehr ernst, die religiös-mystische Weltanschauung, mit der John Knox die Schottländer beglückt hat, hält noch immer einen großen Theil der Bevölkerung befangen; der lebenslustige Sänger der ungezähmten Liebeslust, Robert Burns, ist ja eine vereinzelte Erscheinung geblieben; über seine Ausgelassenheit schütteln ernste schottische Familienhäupter noch immer missbilligend das Haupt. Strenge Religiosität, fleißiger Kirchenbesuch, einfache Lebensweise, große Sparsamkeit; wie kann in einer Bevölkerung, welche solchen Tugenden huldigt, der Humor Wurzel fassen, der Humorist Gehör und ein sympathisches Publicum finden?

Und doch ist das Wunder geschehen. In wenigen Jahren hat dieser scheinbar undankbare Boden nicht weniger als drei Schriftsteller hervorgebracht, denen die seltene Gabe des echten, unverfälschten Humors zugesprochen werden muss. Gerade der Gegensatz zu den überwiegend ernsten, ja feierlichen Charakterzügen des schottischen Volkes hat den Humor in den drei Männern gezeitigt, die ich in zwei Artikeln den Lesern der „Zeit" vorzuführen gedenke. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und die übermenschliche, ins Unnatürliche getriebene Feierlichkeit der einfältigen, gottesfürchtigen Bevölkerung hat Männer, wie Barrie, Crockett und Maclaren, zu Schilderungen des schottischen Alltagslebens begeistert, deren Humor tausende von Schottländer nicht ausgenommen, entzückt hat.

Die drei schottischen Humoristen haben mehrere Züge gemein, so dass es angemessen ist, davon gleich bei der Besprechung des ersten Vormerkung zu nehmen. Die meisten ihrer Bücher sind nicht eigentliche Romane, oder genauer genommen nur im weitesten Sinne des Wortes: Dichtungen in Prosa, die Lebensanschauung und Lebensweise des gemeinen Mannes zum Vorstand dienen. Von diesem alltäglichen Hintergrund heben sich fein und humoristisch und mit großem Verständnis der Menschen gezeichnete Charaktergestalten ab, Geistliche, Lairds, Bauern, Aerzte, Hausierer, Zigeuner u. s. w., eine buntscheckige Menge wortkarger Leute, die ihren wenigen Gedanken in der lernigen kernigen Sprache trefflichen Ausdruck verleihen. Man kann diese Schilderungen am besten mit jenen Bildern der holländischen Malerschule vergleichen, die man in den Kunstsammlungen englischer Lords kennen häufig antrifft; mit jenen meisterhaft componierten, feinausgefasten und humoristisch gehaltenen Darstellungen des Alltagslebens, dem Markt und in der Kneipe, Skizzen, die man oft abfällig beurtheilen möchte, ihrer breiten Natürlichkeit wegen, wären sie nicht mit solcher Technik gemalt.

Nur ist in den Erzählungen der drei schottischen Humoristen nichts, das abstößt oder anwidert. Dieses Element ist schon von vornherein Rücksicht auf das Lesepublicum ausgeschlossen, das alle englischen Romanschreiber, selbst George Moore und Sarah Grand, in ihren Erzählungen beeinflusst. Auch ist der Humor dieser Schilderungen nirgends gesucht, nirgends künstlich. Er ergibt sich eigentlich aus den Situationen, aus dem Gegensatz zwischen den veralteten Anschauungen dieser Hochlandbewohner und den Gedankenströmungen, welche die moderne Welt bewegen, aus dem tiefen Ernst, mit dem sich diese Handwerker und Hausierer an die alltäglichsten Beschäftigungen machen, aus der drolligen Terminologie, mit der sie ihre wenigen Gedanken bekleiden, aus ihrem Verhältnis zu einander, als Mitglieder einer Kirche oder Secte, als Glieder einer Synode, als Geistliche und Gemeinde. So kommt eine unwiderstehliche Komik in alle Lebensverhältnisse, eine Komik, die nicht in den gezeichneten Figuren selbst liegt — denn es sind keine Caricaturen, keine grotesken Zerrbilder — sondern die Komik liegt im Auge des Lesers, der so plötzlich wie durch ein Vergrößerungsglas das Leben und Treiben dieser einfachen Leute in einem abgelegenen Orte bis zu den kleinsten Einzelnheiten vor sich ausgebreitet sieht und ihre Handlungen betrachtet, ihre Anschauungen hört, die mit den Gedanken und Empfindungen des modernen Weltbürgers sich auch gar nirgends mehr berühren.

Von den fünf Büchern, welche im Laufe der letzten fünf Jahre von J. M. Barrie erschienen sind, interessieren uns hier nur drei: es sind diejenigen, welche für seine literarische Befähigung und seinen Humor das beste Zeugnis ablegen. Das erste trägt den Titel Auld Licht Idylls (Hodder und Stoughton, 27 Paternoster Row, London) und hat soeben seine zehnte Auflage erreicht. Das Buch enthält eine Reihe launiger Stizzen aus einem entlegenen schottischen Hinterstädtchen, Thrums geheißen, das hauptsächlich von armen Webern bewohnt ist, die der strengen Secte der „alten Lichter" angehören, einer Secte hat sich anfangs des Jahrhunderts von einer der Kirchen abgelöst und wir sehen hier ihre Mitglieder in ihrem täglichen Treiben, in ihren Beziehungen zum Geistlichen, der von den als Synode versammelten Gemeindegenossen gewählt wird, und in ihrem Verkehre miteinander. Man glaubt sich oft ins Mittelalter zurückversetzt, so fremdartig und altmodisch sind die Lebensanschauungen, so steif und unbeugsam die Charaktergestalten. So ein Prediger unter den „Auld Lichts" hat keine leichte Stellung. Erst sitzt die Gemeinde als Prüfungsausschuss über ihn zu Gericht, und wehe dem Candidaten, der sich nicht als seine Rechtgläubigkeit auszuweisen versteht oder der sich erkühnt, eine Predigt abzulesen. Und wenn der Prediger seinen Ruf erhalten hat, werden alle seine Bewegungen, alle seine Handlungen von den eifersüchtigen Webern und ihren Frauen ausspioniert. Die „Alten Lichter" werden als friedliebende Bürger geschildert, doch kommt es zu einem Rachezug gegen die Pächter der Umgegend, die sich eine Mißernte zum Nutzen ziehen und die Weizenvorräthe zurückhalten. Auch besteht eine Fehde mit einer benachbarten Stadt, Tillirdrum geheißen, die zu blutigen Zusammenstößen führt. Einen literarischen Club gibt es auch in Thrums zum großen Aerger des Geistlichen, der in der Lectüre Shakespeares Freigeisterei wittert. In diesem Club führt ein notorischer Wüstling das große Wort. Aus Lieben und Heiraten denken zuweilen die „Alten Lichts", nur kommen ihnen derglei[illegible] Gedanken [illegible] und eine Brautwerbung i[illegible] legenheit, Nachdenken erfordert. [illegible] Veddin[illegible] zeiten) erhalten wir [illegible] bringt ein Scherflei[illegible] profaisches, fast tri[illegible] mehr als einen T[illegible] ein Gräuel. Ihre [illegible] Predigt; ihr ein[illegible] ältester eine N[illegible]

In Ba[illegible] Stoughton,

Thrums einlässlich geschildert. Man trete in das erste beste Haus in der Straße irgend einer Kleinstadt, und man wird genau solche Leute finden, wie sie hier gezeichnet werden, arm, ehrlich, kleinlich. Die Ereignisse im Leben eines solchen Ehepaares wie Hendry und Feß können weder sehr zahlreich noch auch sehr spannend sein. Wollte man daher diesen Roman mit dem Maßstab messen, den man an die Erzählungen anderer Romandichter zu legen gewohnt ist, so müsste man dem „Fenster in Thrums" eine niedrige Nummer geben. Aber es ist ja eine alte Erfahrung, dass man nur hineinzugreifen braucht ins volle Menschenleben, um es interessant zu finden. Das ist genau, was J. M. Barrie gethan hat. Und er hat das Menschenleben nicht nur interessant gefunden; er hat die trivialen Erlebnisse mit Humor und die Tragödien, die sich auch im einfachsten Menschenleben zutragen, mit einfachem Pathos erzählt. Feß und Hendry hatten drei Kinder. Das älteste, Joseph, war der Mutter Augapfel und sollte Pfarrer werden, aber er wurde in seinen Knabenjahren von einem Lastwagen überfahren und getödtet. Die Mutter, seit Jahren paralytisch, stützt sich auf ihre Tochter Leeby, welche die Haushaltung führt, ein kluges, fleißiges Mädchen, aber nichts Außergewöhnliches. Der jüngste Sohn, James, ist in London, wo er als Haarkünstler arbeitet. Seine regelmäßigen Geldsendungen, seine jährlichen Besuche sind die Hauptereignisse im Leben der einfachen Weberfamilie. Bei seinem letzten Besuch hat James seiner Mutter eine Fünfpfundnote zum Geschenk gemacht. Aber die Freude über das Wiedersehen ist arg getrübt durch eine Entdeckung der Mutter. Sie findet in der Tasche ihres Sohnes einen Frauenhandschuh. Zur Rede stellen kann sie ihren Sohn nicht; aber sie schließt auf eine unerlaubte Bekanntschaft. Und sie hat Recht. Der Ruin dieses Sohnes ist das zweite tragische Ereignis in diesem einfachen Lebensdrama, dessen Abschluss ganz alltäglich ist. Die kranke Mutter überlebt ihren Mann und ihre Tochter; der Sohn ist verschollen. Nach Jahren kommt er zurück und findet in der Hütte auf dem Berg neue Insassen, die ihn nicht kennen.

Ein Roman im eigentlichen Sinne des Wortes ist „The little Minister", der bei Cassell und Co., London, erschienen ist, und der Barrie ganz eigentlich seine Berühmtheit gebracht hat. Seine große Beliebtheit verdankt „Der kleine Prediger" wohl weniger der Erzählung selbst, die zwar sehr spannend und voll unerwarteter Zwischenfälle ist, als dem urwüchsigen Humor, der auf allen Seiten hervorsprudelt, ein Humor, wie ihn seit Dickens kein englischer Schriftsteller zu handhaben verstanden hat. Die Mittelfigur der Geschichte ist der Prediger der „Auld Lichts", ein ideal angelegter Geistlicher, voll religiöser Begeisterung und von einem Amtseifer erfüllt, wie man ihn nur mit zweiundzwanzig Jahren und im ersten Amt fühlt. Er hat eine gewaltig hohe Idee von seinem Beruf, und in seiner Gemeinde wird er als eine Art Herrgott angesehen. Da passiert ihm, der soeben eine lange Predigt gegen die Frauen gehalten, das Unerhörte, dass er sich in eine Zigeunerin, ein junges, hergelaufenes Mädchen, das er im Wald barfuß angetroffen, sterblich verliebt. Diese Liebe zwischen dem strengen, jungen Ehrwürden und der schönen, leichtsinnigen Landstreicherin führt zu allerlei tollen Situationen: bei einem Aufruhr in Thrums, in welchem Babbie, die Zigeunerin, eine große Rolle spielt, gibt Gavin Dishart, der Prediger, das Mädchen als seine Frau aus, um sie den Händen der Soldaten zu entreißen; später geht er eine Art Ehe mit ihr ein, im Zigeunerlager, wo der König der Zigeuner Babbies und Gavins Hände über einer Zange vereint. Schließlich heiratet er sie in der Kirche, und ein Amtsbruder segnet die Ehe ein. Denn obwohl eine Zigeunerin von Geburt und Abstammung, ist Babbie ein gebildetes Mädchen; sie zieht den jungen Pfarrer dem alten Lord Rintoul, der sie hat erziehen lassen, als Gatten vor. Alles das liest sich eher wie eine Posse, aber die Geschichte bietet gleichwohl mancherlei interessante psychologische Momente. Doch zieht uns weniger das Liebespaar an, als die zahlreichen, kernigen Charaktergestalten, welche mit großem Geschick und viel Humor gezeichnet sind. Manchen Figuren ist man schon in den früheren Büchern begegnet; mehrere, und darunter die besten, sind neu. Eine köstliche Figur ist Wearyword, der Polizeier der Stadt Thrums, der erste, der dieses Amt bekleidet, und der es erhält, weil er seiner Lahmheit wegen nicht mehr am Webestuhl arbeiten kann. Er ist es, der sich von der Zigeunerin überreden lässt, ins Horn zu blasen und die Weber von dem Anrücken der Soldaten zu benachrichtigen; er ist es auch, der des guten Beispiels wegen sich während des Aufruhrs ins Bett legt, wohin, wie er sagt, alle guten Bürger gehören. Er schämt sich seiner Stellung, denn niemand will mit ihm sprechen, seine [illegible] nicht einmal, sogar der Trunkenbold, den er nachhause schleppt, [illegible] ihn. Auch dieser Trunkenbold, Rob Dow, ist eine gelungene [illegible] o oft ihn die Versuchung ankommt, sich zu betrinken, schickt er [illegible]eier zu dem Prediger. Nicht minder fein gezeichnet ist der [illegible] Queen, ein alter Junggeselle, den die guten Leute in Thrums [illegible]leu lassen, wenn es zu spät ist. Und doch ist er ein ge[illegible]n, so geschickt, dass, als ein junger Mann einmal von [illegible] und sich den Arm brach, der Arzt ganz genau angeben [illegible]cher Sprosse er heruntergefallen war. Kein Wunder, [illegible] Geschichten über seine Geschicklichkeit im Umlauf sind.

C. C. Schardt.

Das „Journal des Goncourt".*)

Man war gern bei Daudet zur Bouillabaisse, der berühmten Fischsuppe der Provencalen, die das Blut treibt und die Sinne weckt. Turgenjeff kam, der milde Riese, ein so eleganter und geschmeidiger Barbar, unglaublich wilde Abenteuer sanft erzählend; es kam der turbulente, gleich zornig heulende Flaubert; und Zola kam, mürrisch, ärgerlich, gereizt. Man schmauste, plauderte und trank. Man plauderte von vielen Dingen, aber schon nach fünf Minuten plauderte man immer nur von der Kunst, der ewigen Chimère. Da pflegte schließlich Daudet zu sagen, indem er die müde, bleiche, traurige Miene leise schüttelte: „Das ist es alles nicht. Alle Worte und Programme heißen nichts. Rendre l'irrendable, das Undarstellbare darzustellen — das quält uns, das möchten wir. Rendre l'irrendable — wer das könnte! Aber das können nur die Goncourts!" Dann regte sich Edmond aus der strengen und strammen Haltung von lothringischen Soldaten, die seine Ahnen waren, und nickte: „Ja, in der That, das ist wohl unser Verdienst — von meinem armen Bruder und mir. Wir drückten Dinge aus, die auszudrücken vor uns unmöglich schien. Wir sind die ersten Dichter der Nerven gewesen, empfindlicher und empfänglicher als die anderen, feiner, rascher, inniger vibrierend und bessere Künstler im Gefühle des Unmerklichen, ob wir nun eine Poularde kosteten oder eine Zeichnung betrachteten oder seidene Hemden strichen; immer wussten wir die letzte und geheimste Feinheit der Dinge, den leisen Duft, der um sie schwebt, zu spüren. Wir waren immer machines à sensations. Es ist uns gelungen, zu sehen, was niemand sieht, zu hören, was niemand hört, zu schmecken, was niemand schmeckt. Es ist uns gelungen, die Dinge durch eine Brille zu zeigen, die vor uns noch niemandem gedient hat. Es ist uns gelungen, eine neue Optik zu geben und den accent fiévreux in die Kunst zu bringen, den das große Leben um uns hat. Das darf ich wohl von uns sagen."

In diesen Worten, die Edmond gern und energisch sprach, ist, was die Goncourts wollten und was sie konnten. Sie wollten aus sich der Zeit geben, was sie nicht hatte: apporter du neuf. Im Großen konnten sie das nicht; es fehlte ihnen die Macht, das Verhältnis der Menschen zur Welt zu wenden. So wurden sie Virtuosen im Kleinen, Virtuosen der Nuance, mit einer fast schmerzlichen und kranken Gier, das unendlich Feine, das Geheime, das Persönliche der Menschen und der Sachen zu gestalten. Nicht bloß auszudrücken, sondern mitzutheilen. Nicht bloß von sich zu geben, sondern in andere zu bringen. Nicht bloß zu berichten, was sonst dem Dichter genügte, sondern zu suggerieren, was durch sie erst die Losung wurde. Sie waren, wie Jules Lemaître gesagt hat: tourmentés du désir de donner avec des mots la sensation même des choses. Alles ohne Rest zu geben, was momentan ein Ding in unseren Sinnen, auf unseren Nerven wirkt, war ihre Leidenschaft. Dazu haben sie sich einen seltsamen, sensitiven und nervösen Stil erfunden, der wie gesprochene Malerei ist. Gesprochene Malerei von Tönen und Gerüchen — das ist ihre ungemeine, neue und so einsame Kunst. Natürlich können ihr die alten Mittel nicht genügen. Der Roman, das Drama, alle Instrumente der Tradition sind zu derb und grob für diese unsäglich zarten, gleich verhuschenden Gefühle; auf Pauken kann man nicht geigen. Daher ihr Aerger über diese „verbrauchten und abgetretenen Gattungen", die sie nur, so weit sie sich in „Autobiographien" verwandeln lassen, noch dulden wollen. Daher ihr „Journal", das sie 1851 begannen und nach dem Tode von Jules der andere dann bis zur Gegenwart führte, eine confession de chaque soir, die Leute und die Sachen schildernd, die jeder Tag ihnen brachte, und ganz so, wie jedes Mal der Tag sie brachte, mit dem Hauche der letzten Stunde, in ihrer vérité momentanée. Da können sie endlich, nur die eilige Geberde der Minute haschend, ohne Zwang der Mache, von keiner Regel der Vergangenheit gehemmt, der Wahrheit ihrer Nerven dienen.

Der achte Band, der jetzt erschienen ist, bringt die Jahre 1889 bis 1891. An Gedanken und Stimmungen hat er nichts, das nicht schon in den vorigen wäre. Er hat den alten Trotz gegen den Pöbel, die alte Leidenschaft für eine strenge Kunst der Wenigen, den alten Glauben an die Schönheit. Aber sie werden jetzt an Personen und Zuständen ausgedrückt, die uns näher sind, an den letzten Personen und Zuständen von heute. So wirkt er ganz seltsam, frisch wie eine Zeitung, treu wie eine Chronik, und gibt der Gegenwart eine wunderlich historische Miene.

Allerhand Menschen sind da. Da wird der junge Daudet gezeigt, in seiner wunderlichen Mischung eines Gassenbuben mit einem Philosophen, leidenschaftlich Kutscher prügelnd und doch immer im Verkehre mit den großen Gedanken der Menschheit. Octave Mirbeau kommt, ein hinreißender Causeur, und man weiß nicht recht, ob Abenteurer, Poet oder Apostel, jetzt nur dem Dienste der Armen ergeben und dann wieder sechs Monate allein um die Launen einer Courtisane bemüht, Journalist, Speculant, Anarchist, bald fieberisch thätig, bald wochenlang im Rausche von Opium träumend. Die Carrière des Blowitz wird erzählt, der Oppert hieß, von Blowitz nach Marseille kam, Lehrer wurde, bei dem Aufstande den Präfecten vom Tode rettete, dafür ins Hauptquartier von Versailles empfohlen und hier der Secretär des Lord Oliphant wurde, der, Diplomat, Religionsstifter und Weltreisender, damals Correspondent der „Times" war. Die Réjane flattert

*) Tome huitième, 1889—1891. Paris, G. Charpentier et E. Fasquelle. 1895.